

IN DIESER AUSGABE

Der Herforder Reichstags-
abgeordnete wird in
Schutzhaft genommen
SEITE 2

Ilses Weihnachtsbäckerei
und andere Streiche im
Haus Borriesstraße 10
SEITE 3

Als die Schweine noch
Namen hatten und trotz-
dem geschlachtet wurden
SEITE 4

Über die Entstehung
von Sülze, Mett
und Leberwurst
SEITE 5

Die Familie
Ay ist in Herford
angekommen
SEITE 6

Wenn Lohmanns
Hilfsmotor ein
Panther-Fahrrad antreibt
SEITE 7

Das rätselhafte
Leben des
Holser Hinnerk
SEITE 8

Bubig führt durch Herford

Ein vorzüglicher Herford-Stadtführer ist in diesem Herbst im Bielefelder Verlag Thomas Kiper erschienen. Der Herford-Spezialist Peter Bubig hat ihn geschrieben und mit über 140 Fotos liebevoll illustriert. In Informationsfülle und Sorgfalt der Verarbeitung unterscheidet er sich wohlthuend von manchen Großstadtführern. Bubigs Buch im handlichen Format bietet Fremden einen brauchbaren Einstieg in diese alte reizvolle Stadt, auch in Form mehrerer Routenvorschläge. Doch auch Herforder und Nachbarn, die Herford zu kennen glauben, werden etliche nützliche Zusatzinfos finden.

Peter Bubig: Herford Stadtführer, Verlag Thomas Kiper, Bielefeld, 9,90 Euro



In der Änderungsschneiderei Ay: Semra Ay (2.v.r.) hat das Geschäft von ihrer Mutter (Mitte) übernommen – (v.l.) Irina Braun, Zohre Pektas und Nadia Warkentin unterstützen sie. Ihre Geschichte begann in Ostanatolien.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Die Heimat der Familie Ay

Zwischen Anatolien und Ostwestfalen: Lebenswege einer Migrantenfamilie

VON MONIKA GUIST

Nach Deutschland sehnte sich Hamide aus Sivas in Ostanatolien, weil das Leben dort nicht eingengt zu sein schien. In ihren späteren Mann verliebte sie sich, weil er weltoffen war. Sie war noch keine 20 Jahre alt, als beide ihren gemeinsamen Traum wahr machten – wie Millionen von Migranten.

„Vielen Dank, Herford“, sagt Hamide Ay 40 Jahre später: Hier hat sie einen Teil ihrer Heimat gefunden. Sie arbeitete in der Näherei Elsbach, eröffnete eine Änderungsschneiderei und baute diese zu einem Familienunternehmen aus, das seit Jahrzehnten, inzwischen in zweiter Generation geführt, vertrauter Teil des innerstädtischen Dienstleistungsangebots ist.

„Wir dachten anfangs, dass wir so lange bleiben, bis wir schuldenfrei waren. Dann dachten wir, wenn die Kinder größer sind, gehen wir zurück“, erinnert sie sich. „Doch als sie 15, 16 Jahre alt waren und hier zur



Das Hochzeitsfoto: Hamide und Nuri Ay 1963 – bald danach kamen sie gemeinsam nach Deutschland.

Schule gingen, wurde mir klar, dass Kinder nicht halb hier und halb dort sein können. Sie alle waren sehr fleißig in der Schule und dann haben wir gesagt, wir bleiben lieber hier, bis die Kinder die Schule beendet haben. Mein Mann wollte immer wie-

der zurück, aber ich wollte nicht.“

Die Änderungsschneiderei Ay liegt an der Herforder Bügelstraße. Die Kunden kommen auch aus Lippe, dem Kreisgebiet und Bielefeld; das Unternehmen hat derzeit zwei Azubis.

Ehemann Nuri lebt heute überwiegend in der Türkei. Doch Hamide bevorzugt das Leben in Herford: „Vielleicht gibt es in der Türkei mehr Sonne und der gesamte Familienkreis ist dort. Aber hier ist mehr Ruhe.“

Heimat ist Ruhe? „Ja“, antwortet Hamide Ay bestimmt: „Hier ist das Leben ordentlicher und ruhiger. Aber das Wichtigste: Die Frau hat mehr Rechte, kann selbstbestimmt leben. Und das genieße ich sehr.“ Ebenso ihre Töchter. Beide haben sich für die deutsche Staatsbürgerschaft entschieden. Und Semra führt inzwischen die Schneiderei, als ausgebildete Diplompsychologin. „Während meiner Ausbildung als Psychotherapeutin merkte ich immer mehr, dass mir dieses Allein-an-der-Nähmaschine-Sitzen und mit den Kunden zu sprechen sehr viel gibt, mehr als die Büroerfahrung“, verrät Semra. „Ich merkte, dass mein Herz an der Näherei hängt, dass ich ein Familienerbe weiterführe.“ Mehr über die Heimat der Familie Ay

➤ HF-SEITE 6

Finkes Briefe aus der Schutzhaft

Eine Ausstellung im „Zellentrakt“ erinnert ab Ende Januar an NS-Polizeiwillkür

VON CHRISTOPH LAUE

Ich befinde mich in Einzelhaft. Die Wärter und übrigen Beamten, die mich größtenteils kennen, sind alle aufs äußerste erstaunt und verwundert. Ich allerdings nicht minder. Denn die Maßnahmen gegen mich sind übereilt und in Nervosität gefasst worden. Weder sind sie notwendig noch von oben angeordnet.“

So beurteilte Julius Finke in einem Brief an seine Frau Elisabeth Finke vom 20. März 1933 die Lage am ersten Tag seiner „Schutzhaft“. Der Herforder SPD-Politiker, Ratsherr und Reichstagsabgeordnete Julius Finke war am gleichen Tag im Herforder Zellengefängnis, die heutige Justizvollzugsanstalt, festgesetzt worden, in „Schutzhaft“, wie es hieß. 64 Tage wurde er hier festgehalten.

In dieser Zeit schrieb er seiner Frau Elisabeth 64 Briefe, die insgesamt 200 Blätter füllten. Seine Frau antwortete mit 34 Briefen auf 150 Blättern. Die Korrespondenz wurde in der Familie überliefert und vor einigen Jahren dem Stadtarchiv Herford übergeben.

Sie steht jetzt im Mittelpunkt einer Ausstellung über Polizeiwillkür in Herford, die ab Ende Januar in der Gedenkstätte Zellentrakt im Rathauskeller zu sehen ist.

In den persönlichen Briefen, die der Zensur im Gefängnis unterlagen, geht es hauptsächlich um private Angelegenheiten des Paares und der Familie Finke.

„Ich bin kein Strafgefangener. Ich bin auch überzeugt, das ich nicht Schutzhaftgefangener wäre, wenn die Herforder Polizei Herr ihrer Nerven gewesen und ein wenig mehr Selbstbewusstsein an den Tag gelegt hätte, kurz, wenn man im Rathaus nicht völlig den Kopf verloren hätte.“ So schrieb Julius Finke am 2. April.

Umfang und Inhalt der Korrespondenz spiegeln die Ängste



Am Tag nach seiner Entlassung: 64 Tage wurde der SPD-Reichstagsabgeordnete Julius Finke (hier mit seiner Ehefrau Elisabeth und Tochter) im Herforder Gefängnis in „Schutzhaft“ genommen.

FOTOS: KOMMUNALARCHIV

des Verhafteten und seiner Familie. Immer wieder geht es um die Willkür der Haft und die Ungewissheit. Auch eine Verlegung in ein Konzentrationslager wäre ja möglich gewesen.

Im April/Mai des Jahres 1933, wenige Monate nach der sogenannten Machtergreifung Hitlers, befanden sich einige hundert Menschen aus OWL in „Schutzhaft“. Im Deutschen

Bereits im Laufe des Jahres 1933 kamen „Schutzhäftlinge“, die der NS-Staat als besonders bedrohlich empfand, in die neu errichteten Konzentrationslager wie Dachau oder Börgermoor. In diesen Lagern drohte den Häftlingen nicht erst während des 2. Weltkriegs die Vernichtung durch Arbeit oder Mord.

Beider „Schutzhaft“ im Nationalsozialismus handelt es sich

Das Tagebuch des Schlachters Swiniarski

Reich betrug die Zahl der „Schutzhäftlinge“ zu jener Zeit etwa 50.000.

Erste Opfer waren Funktionäre der Arbeiterbewegung und Juden. Sie wurden in Gefängnissen und so genannten wilden Konzentrationslagern zum Teil über Wochen und Monate ohne richterlichen Beschluss festgesetzt, verhört, erpresst, teilweise misshandelt und sogar getötet. Weitere Opfergruppen („Bibelforscher“, „Zigeuner“, „Asoziale“) folgten in den Jahren nach der Machtergreifung.

um eine polizeiliche Maßnahme des Freiheitsentzuges, die ursprünglich einen anderen Charakter besaß. Sie entwickelte sich in der NS-Zeit zu einem der schlagkräftigsten Instrumente des Regimes zu Bekämpfung seiner Gegner.

Grundlage war die Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933. Damit schuf sich die Gestapo einen von jeder rechtsstaatlichen Bindung gelösten Raum staatlicher Willkür.

Max Swiniarski arbeitete als Schlachter in Herford. Er wurde

unter dem Vorwurf, KPD-Funktionär zu sein, am 25. März in Schutzhaft genommen. Vom Juli 1933 bis zur Entlassung im Februar 1934 war er im KZ. Er führte im Herforder Zellengefängnis ein Tagebuch, das beschlagnahmt wurde und daher überliefert ist.

Max Less war eines der jüdischen Opfer. Er wohnte in Minden und betrieb eine Handlung mit zoologischen Artikeln in Herford. Aufgrund einer Denunziation durch SA-Leute wurde er am 8. März 1934 im Zellentrakt des Herforder Rathauses in „Schutzhaft“ genommen. Vorher trieben ihn die SA-Leute öffentlich mit einem Schild „Ich Judenschlump habe ein deutsches Mädchen geschändet“ um den Hals durch die Stadt.

Nach Unterzeichnung einer Verpflichtungserklärung, Herford sofort zu verlassen, ging er am 17. März 1934 nach Minden zurück und lebte später in Berlin. Von dort wurde er später nach Auschwitz deportiert.

Zurück zu Julius Finke: Er blieb nach seiner Entlassung weiter unter Polizei-Beobachtung und wurde noch zweimal kurzfristig verhaftet: Nach dem Attentat im Münchner Bürgerbräukeller 1939 und während der Tat der Verschwörer des 20. Juli 1944. Er starb in Herford am 9.12.1947.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde keine „Schutzhaft“ mehr verhängt. Aufgrund ihrer willkürlichen Anwendung im NS-Staat wurde sie 1949 im Grundgesetz Artikel 104(2) ausdrücklich verboten. „Die Polizei darf aus eigener Machtvollkommenheit niemanden länger als bis zum Ende des Tages nach Ergreifen in eigenem Gewahrsam halten.“

Polizeiliche und staatliche Willkür gegen vermeintliche Gegner existiert weltweit noch in den meisten Unrechtsstaaten, aber auch die langjährige Festsetzung von Gefangenen ohne Urteil durch den Rechtsstaat USA in Guantanamo lässt den aktuellen Bezug der Ausstellung deutlich werden.

Die Ausstellung

„Schutzhaft“ – Polizeiwillkür im Raum Herford 1933 - 1945
Ausstellung in der Gedenkstätte Zellentrakt, vom 28. Januar bis 5. Juli 2008.

Öffnungszeiten: Samstags 14 - 16 Uhr und nach Vereinbarung

Kontakt: Gedenkstätte Zellentrakt, Rathausplatz 1, 32052 Herford, Tel.: 0 52 21/ 18 92 57, Fax: 0 52 23 / 6 53 04 54, www.zellentrakt.de, info@zellentrakt.de

Os Platt no Meode was

Plattdeutsch, die alte Sprache des Minden-Ravensberger Landes, stirbt aus. Die UNESCO zählt das Plattdeutsche zu den bedrohten Sprachen – wie mehr als 1500 Sprachen weltweit.

Als Platt aus der Mode kam, griffen weitsichtige Menschen zum Tonbandgerät und zeichneten auf, wie die Leute sprachen. Das war 1966/67.

Das Deutsche Spracharchiv führte Regie. Besonders engagiert: Herfords Kreisheimatpfleger Dr. Karl Stork. Das Ergebnis: Nirgendwo in Deutschland wurden soviel Aufnahmen gemacht wie im Kreis Herford. 180 Sprecherinnen und Sprecher mit mehr als 60 Stunden Laufzeit wurden dokumentiert.

Lange Zeit galten die Dokumente als verschwunden. Brigitte Klemke klemmte sich dahinter und spürte sie in Mannheim beim Deutschen Spracharchiv auf. (HF Nr. 43). Eine Arbeitsgruppe des Kreisheimatvereins mit ihrem Vormann Gerd Heining übertrug die Tonbänder mit dem gesprochenen Platt ins Hochdeutsche.

Die lebendigsten, spannendsten Geschichten suchte die Gruppe für die Freunde des Plattdeutschen aus. Herausgegeben sind drei CDs in professioneller Aufnahmetechnik und ein Begleitbuch mit sorgfältiger Wort-für-Wort-Übersetzung, illustriert durch zeitgenössische, teils noch unveröffentlichte Fotos aus der Region.

Buch und CDs sind erhältlich im Buchhandel und beim Kreisheimatverein und kosten zusammen 19 Euro.

Up Platt

We Vospann hebben well, mot süms anspannt hebben.

Wörtlich: Wer Vorspann haben will, muss selbst angespannt haben.

Gemeint sind Vorspannpferde vor dem Wagen, vor den zunächst die eigenen Pferde angespannt sein müssen. Aktuell heißt es kürzer: Fördern und Fordern

HF Magazin
Impressum

HF-Magazin, Beilage, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, F.M.Kiel-Steinkamp, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt, co Kreishaus, 32052 Herford), verantwortlich für Redaktion H. Braun, Herford; für Anzeigen M.J.-Appelt, Bielefeld; Herstellung J.D.Küster+Pressdruck GmbH&Co KG, Bielefeld



Beschlagnahmt: Tagebuch-Titelblatt des Schlachters Swiniarski.

In Ileses Weihnachtsbäckerei

Fluchtburg Borriesstraße Nr. 10: Kindheit und Jugend in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg

VON PETRA BRENNENSTUHL

Nach Kriegsende herrschte drangvolle Enge im Herforder Haus Borriesstraße Nr. 10. Die verwitweten Töchter Lina Weddigens mit ihren Kindern bevölkerten mit Flüchtlingen und Einquartierte die Etagen. Doch langsam ging es bergauf - und Ende der 40iger Jahre gab es sogar wieder zu essen.

Trauernten die einen noch ihrer stundenlang geschlagenen Blauen Milch mit Süßstoff und Vitamin R als Buttersersatz nach, genossen die anderen nun die Milchsäuren aus sahniger Vollmilch mit Zucker.

Bei Lebensmittel Büxten und Kolonialwaren Hoppe in der Steinstraße duftete es wie vor dem Krieg aus Holztonnen und Säcken. Mit dem ersten Telefon bestellte man dort die Waren, die ein Lehrling mit dem Fahrrad ins Haus brachte.

Leider wurde Ileses Weihnachtsbäckerei beträchtlich sabotiert, als statt Zucker Salz geliefert wurde. Wütend wurde der ekelige Teig in die Küchenecke gepfeffert und empört bei Frau Büxten Schadensersatz gefordert, die das mit ihrer berühmten Contenance regelte.

Bei Bäcker Niedernolte an der Bielefelder Straße kaufte man das Herforder Sechs-Pfunderbrot, das mit der ewig stumpfen Galgenbrotmaschine mundgerecht bearbeitet wurde.

Eines Tages lud Ernst Althaus die Kinder zu einem Wettessen in die Gaststätte Deppe am Gänsemarkt ein. Es gab mehrere Gänge mit Eisbein und Schnitzel. Sohn Ernst-Otto machte den Schriftführer: Die gegessenen Kartoffeln wurden gezählt - für schlechtes Benehmen und Kleckern gab es Punktabzug.

Heilige Traditionen wie das Lappenpickertessen mit Muckefuck bei Tante Margret unter dem Dach lebten wieder auf. Regelmäßig kam Milchmann Klaus mit seinem Pferdewagen. Als dieser gerade den Milchhahn hinten am Wagen über einer Kanne öffnete, schoss Spitzbube Rainer aus dem Küchenfenster mit seiner Zwille dem Pferd auf die Flanke - ein Satz nach vorn und die Milch war verschüttet. Klaus beschimpfte seine Flora heftig als "dummes Vieh".

Das Hochwasser im Stadtgraben Ende der 40er Jahre reizte die drei Flachmann- und zwei Wörnlebrüder zu riskanten Spielen an der Böschung. Der kleine Gerd ließ einen schweren Stein ins Wasser plumpsen und fiel gleich hinter her. Die starke Strömung riss ihn mit sich - die glit-



Theaterprobe: Auswendig gelernt spielt es sich leichter.

FOTOS: PRIVAT

schigen Grabenwände boten keinen Halt. In einer dramatischen Aktion zog Helmut Wörnle ihn schließlich aus den Fluten. Nass und ängstlich schlichen sie nach Hause. Aber von Mutter Anny gab es nicht die erwarteten Vorwürfe. Liebevoll wurden sie getrocknet und gewärmt.

Hausmeister Kobusch hasste es, wenn die Jungen in seine frisch geharkten Beete traten. Um den Missetäter zu ermitteln, mussten sich die Kinder in die Fußabdrücke stellen und wurden dann abgemahnt. Lange glaubten sie, die Johannisbeeren gehörten ihm. Suspekt war der Familie seine Nebentätigkeit als Heiler - Herr Kobusch konnte Gürtelrose und Warzen besprechen und wurde des öfteren von den Werksangehörigen der Weberei Weddigen geholt.

Zum Leidwesen der Kinder hatten einige medizinische Prozeduren den Krieg überdauert. Regelmäßig kam eine Schwester in Ordenstracht und verpasste ihnen mittels eines langen

Schlauches einen Einlauf gegen Spulwürmer in den Darm. Auch ein Läusemittel wurde prophylaktisch in die dicken Zöpfe und Haupthaare eingearbeitet. Am Schlimmsten aber schmeckten zwei Sorten Lebertran - ein extrem Widerlicher (Walfischpur) und ein Ekeliger, täglich.

An langen Winterabenden wurde mit Oma Lina viel gespielt: Poch, mit Spielgeld aus weißen Bohnen, Halma, Nümmerchen, gefüllte Kalbsbrust und Stadt, Land, Fluss. Mit der Laterna Magica erzeugten sie auf Bettlaken Standbilder.

In den wärmeren Jahreszeiten wechselte sich die Jugend mit einem schleppenden Tretroller ab, man spielte Federball und Tischtennis im Garten und rauchte heimlich im Geräteschuppen, bis es aus allen Ritzen dampfte.

Manchmal gesellte sich der kleine Norbert Lehmann dazu. Seine jüdischen Eltern hatten das KZ überlebt und wohnten nun beengt im Weihnachtszim-

mer des Hauses. Scheu betrachtete man die eintätowierte Nummer auf Herrn Lehmanns Unterarm. Später wanderten sie nach Amerika aus, wo er als Maschinensticker Arbeit fand.

Noch geraume Zeit war das große Haus in der Borriesstraße 10 durch die Wohnraumbewirtschaftung (für die es keine Miete gab) voll besetzt.

Mitte der 50iger Jahre gründeten Cousins und Cousinen und Susanne Hengst, die mit ihrer Mutter unter dem Dach wohnte, den Totenkopfklub. Am Kiosk kaufte Irene einen winzig kleinen Totenkopf, den sich die Mitglieder wechselseitig anstecken durften. Und dann hatten sie die Idee mit den Theateraufführungen auf der großen Diele. Alle machten mit.

Irene schildert in einem Brief das Geschehen zu des Kaisers Neuen Kleidern. „Oma half uns bei den Kostümen. Auf dem Boden fand sich eine große Truhe mit alten Kleidern und Faschingskostümen, wir durften al-

les verwenden und Oma half beim Zurechtnähen. Ich hatte eine wundervolle rote Pluderhose als Kaiser an, später ein Riesennachthemd von Papi . . . Es war eine Mordsgaudi und die Aufführung gelang gut.“

Die Krönung aber wurde in der Adventszeit ein Weihnachtsspiel. Irene erzählt. „Das Weihnachtsspiel war in sofern etwas ganz Eigenes, weil wir nicht gesprochen, sondern alle Szenen mimisch dargestellt und die entsprechenden Lieder gesungen haben. Gundel war die Maria, hielt eine Puppe im Arm und sang „Wann eine Mutter ihr Kindlein tut wiegen“. (Erst später erfuhr ich, dass das ein beliebtes Nazilied gewesen war.) Hirten waren leicht darzustellen, ich piff mit der Flöte dazu, für die Engel wurde die Besetzung knapp. Gerd erklärte sich im Interesse aller bereit, eine blonde Lockenperücke aufzusetzen, die wir für 5 DM beim Friseur ausliehen.“

Die Weihnachtsbäckerei wurde mit großem Ernst und Einsatz betrieben. Braune Kuchen aus Rübensaft mit Liebesperlen verziert gab es für die Kinder (Halbzentnersäcke blieben bis Februar und wurden an die Enten verfüttert), Ausstecherle und Kringel mit Rumguss waren nur für Papa Althaus.

Allen Nachbarn aber ist in Erinnerung: Im Weddigenschen Haus hatte man den drittgrößten Weihnachtsbaum der Radewig. Den größten bekam die Kirche und den zweitgrößten das Gemeindehaus. Damit er nicht nadelte, wurde die Heizung ausgestellt. Mami Althaus schmückte den fast vier Meter hohen Baum von der Leiter aus und ihr Mann beschwor sie jedes Jahr mit den Worten: „Iselein, fall nicht.“

Die Enkel von Lina Weddigen wurden erwachsen. Sie trafen sich zu Hausbällen mit Bowle, fotografierten sich mit Hilfe eines an einem Besenstil befestigten Beutelblitzes, tanzten auf der Diele zu „Ice Cream“. Die erste Liebe stellte sich ein und dann waren sie plötzlich in alle Winde verstreut.

Es wurde ruhiger im Haus - dann und wann besuchten jetzt die Urenkel die geliebte Oma.

Nach einem erfüllten langen Leben 1 starb Lina Weddigen am 16. Januar 1977 im Alter von 93 Jahren.

Mithilfe: Gerd Flachmann, Margret Weber, Rainer Flachmann, Irene Emmerich, Heidi von Rautenfeld, Gundel Kürten, Adelheid Rotermond und Werner Breder als ehemaliger Lehrling von Lebensmittel Hoppe



Mitten in der Stadt: Federballspiel im Garten.



Rasante Tour: Auf Ernst Ottos neuer Vespa.



Doppeltes Lottchen: Heidi und Gundi Althaus (1952).

Imi, Ata, Strunz und Otto

Hausschweine hatten Namen – und die Kinder liebten sie, so lange sie lebten

SERIE
ZURÜCK
GEDACHT

■ HF-Leserinnen und Leser erinnern sich. An Episoden aus dem Alltag, an Begebenheiten und Geschichten. Fast hätten wir sie vergessen – und dann fallen sie uns wieder ein. Heute: Unser Hausschwein.

Ich erinnere mich, dass unser Nachbar, der Trichinenbeschauer, immer zum Schlachten vorbeikam, damit alles seine Ordnung hatte. Nachdem das Schwein tot war, gab es für alle einen Schluck Wacholder oder Korn. Die Spezialitäten wie Blutwurst und Pfannengrütze waren nie mein Ding. Wohl aber erinnere ich mich an den „westfälischen Himmel“. Wenn ich auf dem Speckboden nach oben schaute, sah ich die vielen Würste und Speckseiten hängen.

Werner Brakensiek

Unsere Hausschweine nannte ich immer Otto. Sie gehörten zur Familie. Meine Großmutter kochte aus Kartoffeln und allen Gemüseresten das Schweinefutter in der Waschküche, mein Großvater kümmerte sich um den Rest. Deshalb war er es auch, der Otto ablenken musste, als mir einmal die Lieblingssuppe in den Schweinestall gefallen war. Mein Vater fischte sie mit einer Harke heraus. Ich mochte Otto gern und wenn er in die Wurst sollte, mussten mich meine Eltern aus dem Verkehr ziehen und bei Verwandten unterbringen, ich hätte sonst alles zusammen geschrieben. Gesehen habe ich davon sowieso nichts.

Ilsegrit Rheker

Wir hatten in jedem Jahr zwei Schweine, die wir „Imi“ und „Ata“ nannten. So hießen zu der Zeit bekannte Reinigungsmittel. Unsere Schweine sollten besonders sauber sein, weshalb Mutter für viel frisches Stroh im Stall sorgte.

Das schmutzige Stroh kam durch das „Läpp“, eine kleine Klappe, nach draußen auf den Mistfall. Mit meiner Freundin Katrin saß ich oft auf der Mauer des Mistfalls. Da ließen wir die Beine baumeln, erzählten Geschichten und sahen den Schweinen zu. Einmal sind wir von der Mauer in den Mist gefallen. Wir liefen in die Küche, riefen um Hilfe, stanken und waren drecki-



Bereit für den Schlachter: Die Eickumer (v.l.) Heinrich Aufdemkamp, Alfred Seibt und Hermann Aufdemkamp machen sich ans Werk. Das Foto ist etwa 50 Jahre alt. : FOTO: KOMMUNALARCHIV

ger als Imi und Ata.

Margret Krahn

Bei meinen Großeltern gehörte das Schwein zur Familie. Es bekam warmes Essen gekocht. Wenn der Schweinepott „gemacht“ wurde, verbreitete sich ein himmlischer Geruch im Haus. Ingeheim beneidete ich unser Schwein manchmal um sein Fressen.

Im Winter hing es plötzlich tot auf der pieksauberen Deele auseinandergeklappt an einer Leiter. Ein fremdartiger Geruch zog durchs Haus. Es begannen ruhige Tage. Nicht wegen der Trauer - es fehlte das Quielen vor den Mahlzeiten.

Die Verarbeitung des Schweines fand zuhause statt. Am Schönsten war das Wursten, ich durfte die Wurstmühle drehen: „Schööön langsam, damit die Wurst fest wird und es keine Luftlöcher gibt.“ Dann plötzlich: „Halt und zurück“.

Es genügte nicht, mit dem Drehen aufzuhören. Man musste rückwärts drehen, um den Wurstebrei zu stoppen. Ich bekam eine extra kleine Wurst für mich, obwohl ich die gar nicht mochte.

Einige Zeit später ein fast noch schöneres Ereignis: Wir bekamen ein Ferkel, das war so winzig, dass es beim Fressen die Füße in den Trog stellen musste.

Hans-Wilhelm Homburg

Wir hatten zwei Schweine zuhause. Namen hatten sie nicht, aber einmal bekamen wir vom Bauern ein Ferkel geschenkt, das war von den andern im Stall gebissen worden und drohte einzugehen. Bei uns krabbelte sich das Tier wieder und wurde dann mein Ferkel. Es hieß Jolante. Als es geschlachtet werden sollte, war ich sehr traurig und wollte von der Wurst nichts essen. Meine Eltern sagten, die Wurst sei von einem ganz anderen Schwein.

Lieselore Curländer

In der kalten Jahreszeit, wenn unser Hausschwein zu Wurst und Pökelfleisch geworden war, lies man eine Zeit der Besinnung verstreichen, bevor man an den Nachfolger von „Strunz“ dachte. Vater nannte alle seine Schweine „Strunz“. Nach dem Schlachten ist vor dem Schlachten. Und so ging ich mit Vater zu unserem Nachbarn Bauer Nolting. Das Ferkel war schnell ausgesucht und in einen Sack gesteckt. Auf dem Heimweg stapfte mein Vater voran: „90 Mark, 90 Mark“, hörte ich meinen Vater immer wieder seufzen. Als Fünfjähriger verstand ich damals, 1951, noch nicht, dass 90 Mark ein Viertel seines Monatslohns bedeutete.

Uli Flachmann

Während des Kriegs waren Lebensmittel rationiert,

„Schwarzschlachten“ streng verboten und gefährlich. Damit die Kinder in der Schule nichts erzählten, bekamen sie irgendwas in den Tee, schliefen ein, wurden weggelegt und dann wurde im Kellereingang so heimlich, wie es ging, das Schwein geschlachtet.

Hartmut Golücke

Wenn bei uns das Schwein an der Leiter hing – konnte ich überhaupt nicht tragen. Nach dem Wursten wurden wir Kinder mit dem Bollerwagen und jeder Menge frisch gefüllter Dosen zu meinem Onkel geschickt. Der hatte eine Fahrradwerkstatt und einen Apparat, mit dem die Dosen fest verschlossen wurden. Selbstgemachte Dosenwurst – lecker!

Monika Ellerbrock

Unser Schwein hing tot an der Leiter. Damit es auskühlte, ließ mein Großvater die Kellertür nach draußen offen stehen. Kurze Zeit später war die Leber verschwunden - nur noch Schleifspuren waren auf dem Boden zu sehen. Irgendein Tier musste die Gelegenheit genutzt haben. Um überhaupt Leberwurst machen zu können, kaufte mein Großvater eine Ersatzleber beim Schlachter.

Peter Lange

Wir schlachteten zwei Schweine, eins vor Weihnachten, eins danach. Schlach-

ter Heinz Läge schlachtete, halbierte und teilte das Fleisch auf. Das Wursten machten wir mit sechs oder sieben Erwachsenen selber.

Das ging nach der Arbeit, von sechs bis gegen elf Uhr. Mettwurst kam in den Dünndarm, Blutwurst in den Dickdarm. Wir mussten uns ranhalten, denn am Morgen fing die Arbeit wieder an. Zu schnell durften wir die Mettmühle nicht drehen. Wenn ein Darm platzte, musste alles noch mal durch die Mühle und in einen neuen Darm.

Karl Silger

Bei uns war vorne das Haupthaus mit der Bäckerei, hinten der Hof. Ich war etwa vier Jahre alt und mein Vetter war bei uns zu Besuch. Wir hatten immer zwei Schweine. In jenem Jahr war eines davon pechschwarz. Das fanden wir beide unheimlich und wollten die Schweine loswerden. Wir machten die Toreinfahrt und die Stalltür auf und sahen zu, wie die beiden auf die Hauptstraße liefen. Jetzt konnten wir in aller Ruhe spielen. Meine Mutter erfuhr von einem Kunden, dass zwei Schweine auf der Hauptstraße herumliefen. Wie sie wieder eingefangen wurden, war nicht mehr unsere Sache.

Jürgen Melchert

Schlachten war bei uns kein Fest. Alle waren eilig, beschäftigt und jede Türklinke fettig. Meine Aufgabe war ein paar mal das Blut zu rühren, wovon ich mich besonders ekelte. Der Hausschlachter und die Männer schlachteten, machten das Schwein sauber, wuchteten es auf eine Leiter.

Am nächsten Tag zerlegten sie das Schwein, kneteten das Mett und stopften die Würste. Der Schlachter kannte die Rezepte der Wurstsorten und schmeckte ab. Frauenarbeit war Einkochen, Wurstebrei rühren, die Flomen zu Schmalz auslassen und die arbeitenden Männer mit Essen zu versorgen.

Meine Mutter (geboren 1913) erzählte, dass es am Schlachttag abends immer Eierpfannkuchen gegeben hat. Vielleicht mochte man kein Fleisch mehr sehen.

Annegret Rögge

In der nächsten Ausgabe: Ich erinnere mich an unsern Wandertag. Sie rufen an, wir schreiben auf:

Kreisheimatverein Herford
Redaktion HF/Zurückgedacht
Amtshausstr. 3, 32051 Herford
Telefon 05221/131463 oder
05221/131477 kreisheimatverein@kreis-herford.de

Sülze, Mett und Leberwurst

Isoldes Weg auf den Teller: Ihre Stippgrütze gibt es immer Samstags, kross gebraten

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Isolde hatte Geburtstag. Das ist ungewöhnlich, weil andere Mastschweine schon im zarten Alter von 6 Monaten geschlachtet zu werden pflegen. Isolde aber durfte im Stall von Landwirt Martin Jostmeier in Exter länger leben. Sie erhielt Extra-Futter und wurde vier Zentner schwer. Anfang November kam sie bei Werner Krömker, dem benachbarten Hausschlachter, in die Wurst.

„A 06“: Mit der Tätowierung im Ohr war eine Verwechslung ausgeschlossen. Isolde wurde wie hunderte ihrer jüngeren Artgenossen im Schlachthof Goksch in Herford geschlachtet.

Nach bestandener Qualitätsprüfung kam sie in zwei Hälften zurück auf Werner Krömkers Hof. Hier hatten fünf Leute alle Hände voll zu tun, aus 173 Kilogramm Schweinefleisch Gulasch, Blut- und Leberwurst, Mett, Sülze, Kochmett, Braunschweiger und Stippgrütze zu machen.

Hausschlachter Krömker ist das gewohnt. Bis 1980 hat er auf seinem Hof mit seinem Vater selbst geschlachtet, 5 bis 7 Schweine pro Winter.

Sein Vater Gustav Krömker war als Hausschlachter noch ganz anders gefragt. Zwischen Oktober und März schlachtete er bis zu 120 Schweine. Das war in den 1960er Jahren, als es die Familien im Wittekindsland gewohnt waren, sich mit Fleisch selbst zu versorgen und ein oder zwei Schweine zu halten. Wenn es dann auf Weihnachten zugeht, wurde geschlachtet.

Der Hausschlachter betäubte das Schwein mit dem Bolzenschussgerät. Durch Ausbluten wurde es getötet. Nach dem Abschaben der Borsten kam das Tier auf eine Leiter, wurde in die Senkrechte gebracht, aufgeschnitten und ausgenommen und schließlich nach dem Aus-



Geweidepott: Kopf, Schwarte, Bauchstücke und Reste werden zusammen gekocht. Abgesuchtes Fleisch kommt in die Leberwurst. Was übrig bleibt, wird für die Stippgrütze zum zweiten Mal gekocht und durch die Mettmühle gedreht.



Pfoten: Inhaltsstoffe der Beine lassen Sülze gelieren.



Luftgetrocknet: Nach acht Wochen ist die Mettwurst gut.

kühlen zerlegt und verarbeitet. Bei der anstrengenden Arbeit halfen viele Hände mit.

Zweimal kam der „Finenkui-

machen sich die Menschen schon seit dem Altertum Gedanken. Vorschriften zur Hygiene sollten die Gefahren durch ver-

Nachher sank die Zahl auf Null.

Heute ist Selbstversorgung selten geworden. Die Zahl der hausgeschlachteten Schweine ging im Kreis Herford von 1965 Stück (1986) auf 435 (1996) zurück. Im Jahr 2006 waren es nicht mehr als 54, womit die Schweine hinter die Schafe (74) als meistgeschlachtete Haustiere abgefallen waren. Trotzdem: Eingefleischte Fans schwören auf Hausschlachtung. Klaus Wöhler, der ein Auge auf Isolde geworfen hatte, legt das Messer aus der Hand: „Das Fleisch ist fester, verliert kein Wasser, schrumpft nicht und schmeckt

besser.“ Was an den Rezepten liegt, die Gustav Krömker von seinem Vater übernahm hat. Und für die sich Werner Krömkers Sohn Björn mächtig interessiert.

Bis Mettwürste und Braunschweiger soweit sind, dauert es noch. Zwischen sechs und acht Wochen müssen sie trocknen, nicht zu schnell, nicht zu langsam. Ab und an werden sie gewaschen. Erst dann kommt das Räuchern über Buchenspänen. Täglich sieht Werner Krömker nach ihnen.

Isoldes Stippgrütze gibt es immer Samstags, kross angebraten.

Warum Klaus Wöhler Fleisch aus Hausschlachtungen bevorzugt

ker“, der Fleischbeschauer: vor dem Schlachten und nach dem Auskühlen. Er stellte sicher, dass nur gesunde Tiere geschlachtet wurden. Seit 1937 bestand die Pflicht der Fleischschau auch für Hausschlachtungen.

Um die Qualität von Fleisch

dorbenes Fleisch vermindern. Den Durchbruch schaffte Rudolf Virchow. Der berühmte Arzt brachte 1900 das Gesetz zur Trichinenschau auf den Weg. Vorher erkrankten 15.000 Menschen jährlich durch die gefährlichen Wurmlarven im Fleisch.



Frauenwerk: Brigitte Wöhler und Margret Krömker kümmern sich ums Einkochen, Einfrieren und Einlagern. Sie behalten den Überblick.



Fleischwolf: Björn Krömker an der Mettmühle.



Männerwerk: Schneiden, schneiden, schneiden – bis gute drei Zentner Fleisch verarbeitet sind, braucht es viele Stunden. Das geht ins Kreuz.

Sehnsucht nach Deutschland

Wie Hamide Ay nach Herford kam – und eine erfolgreiche Geschäftsfrau wurde

VON MONIKA GUIST

Ich bin 1946 in Sivas geboren, in einer streng religiösen Gegend in Ostanatolien, die wenig weltoffen ist“, beginnt Hamide Ay ihre Lebenserzählung. „Ich verbrachte meine Kindheit in Konya. Mein Bruder nahm die Vaterposition ein und ich führte ein streng kontrolliertes Leben“.

1963 wurde ihr der junge Nuri vorgestellt, der schon in Deutschland gewesen war und sich weltoffener benahm als alle türkischen Männer, die sie je gesehen hatte. Und dann hatte er auch noch einen schicksalsträchtigen Knirps: Einen Regenschirm, der sich auf Knopfdruck öffnete, und der für die junge Türkin den Zauber der westlichen Welt verkörperte. Der Regenschirm wurde zum Inbegriff von Fortschritt und Zukunft, den Hamide jung und stürmisch auf dessen Besitzer übertrug.

Sie verliebte sich in seine Weltgewandtheit und in die Hoffnung, an seiner Seite ein Leben fernab von Armut und provinzieller Enge zu führen. Bald sah es so aus, als würden alle ihre Träume in Erfüllung gehen.

Nach der Heirat sicherte sich das junge Paar innerhalb von drei Monaten beim türkischen Arbeitsamt deutsche Arbeitsplätze. Nach einem gründlichen Gesundheits-Check kam das junge Paar 1965 in Bayern an: In Lauf an der Pegnitz bekam es Arbeit in einer Metallfirma.

„Es war eine Zeit zum Arbeiten, nicht zum Träumen“, erinnert sich Hamide Ay. „Wir wollten erstmal arbeiten und ein paar Jahre ein bisschen Geld sparen und dann wieder in die Heimat zurückkehren. Das war der Plan. Wir wollten eine schöne Wohnung, Möbel, ein Auto. Wir haben gar nicht gedacht, dass wir so lange in Deutschland



Weihnachten 1966: „Wir wollten unbedingt ein Foto mit Weihnachtsbaum in die Türkei schicken“, erinnert sich Hamide Ay (2.v.v.r., neben Ehemann Nuri, mit Freunden).

FOTOS: PRIVAT

bleiben. Aber erst kam Töchterchen Semra auf die Welt und ein Jahr später wurde mein Sohn geboren. So habe ich zwei Jahre nicht arbeiten können“.

Dann entschied sich das Paar zur Rückkehr: „In Ankara hat sich mein Mann selbstständig gemacht. Es war eine politisch unruhige Zeit, seine Geschäfte liefen nicht und nach ein paar Jahren hatten wir das ganze Geld, das wir in Deutschland gespart hatten, verloren. Alles. Wir mussten einen Kredit von Bekannten aufnehmen und ich dachte dann, das Beste wäre, wieder in Deutschland zu arbeiten.“

Die damalige Wirtschaftspolitik kam ihr entgegen. Anfang der 70er Jahre forderte Deutschland vorwiegend Frauen aus der

Türkei an. Und Hamide Ay kam. Diesmal allein und nach Herford, ohne Träume und schweren Herzens, denn ihre beiden kleinen Kinder musste sie zurücklassen. Sie fand Arbeit als Näherin in der Firma Elsbach in der Normannstraße und blieb hier von 1971 bis 1979. An eine Kollegin erinnert sie sich besonders gern: Marlies Koch. „Sie hat uns immer geholfen und war für uns da, wenn wir sie brauchten“.

Es war ihre schwerste Zeit in Deutschland, obwohl ihr Mann nachgekommen war und sie gemeinsam für die Zukunft der Familie schufteten.

Nuri Ays Versuch, einen Import-Export-Laden in Herford zu etablieren, scheiterte. Doch dann eröffnete das Paar 1979

eine Änderungsschneiderei in der Bügelstraße.

Nuri arbeitete als Angestellter einer Herforder Firma; so startete Hamide alleine im neuen Laden. Diesmal holte sie aber ihre Kinder nach. Die Geburt ihres dritten Kindes, Tochter Senay, fiel in diese turbulente Zeit.

Die fünfköpfige Familie lebte in der Wohnung über dem Geschäft. Obwohl es das war, wovon sie all die Jahre geträumt hatte, ein Leben mit ihrer Familie in Deutschland, war es eine aufreibende Zeit: die Kinder zur Schule schicken, im Laden die Kunden bedienen, die Nähmaschine bedienen, die Kinder bekochen und bei den Schulaufgaben begleiten: „So einfach war das nicht für eine Frau allein“, er-

zählt Hamide. Später stieg auch Nuri Ay in das Kleinunternehmen ein. „Er war der ‚Außenminister‘ des Ladens“, schmunzelt Hamide. Er knüpfte Kontakte zu Textilunternehmen wie Kox, Meier-Ranzow und Klingenthal, aber auch zu kleine Boutiquen. Sie wurden wichtige Großkunden für die kleine Schneiderei.

Frau Ay beschäftigte bis zu vier Aushilfen und ihre beiden Töchter halfen kräftig mit: „Wir fingen 8 Uhr morgens an und ich arbeitete bis 11 Uhr abends. Wir haben an Wochenenden und Feiertagen immer gearbeitet.“

Nuri Ay hatte Ende der 1980er Jahren in Löhne, Bielefeld und Paderborn weitere Änderungsschneidereien gegründet und setzte Schneider, die teilweise in der Bügelstraße das Handwerk gelernt hatten, als Filialleiter ein. Doch bald merkten die Frauen, dass sie nicht gleichzeitig und gleich gut in allen Geschäften arbeiten konnten, dass sie sich auf einen Laden konzentrieren mussten. Die Filialen übernahmen die Schneider; die Läden gibt es heute noch.

Die Aushilfen kamen aus Jugoslawien, Polen, Rumänien, Chile, China – und auch aus Deutschland. Tochter Semra erinnert sich: „Mit der Sprache hatten wir keine Probleme, denn Jede sprach ihr eigenes Deutsch. Das war nie perfekt. Es wurde ein großes Kauderwelsch mit mehreren Einflüssen gesprochen. Senay und ich konnten am Besten Deutsch sprechen, weil wir hier zur Schule gingen.“

Trotz grammatikalischer Brüche und internationaler Semantik wurden die Näherinnen der Bügelstraße zur Familie, meint Semra. „Wir haben nicht so viel Verwandtschaft in der Umgebung. Der Laden war lange Zeit so etwas wie eine Ersatzverwandtschaft. Auch gab es in unserem Frauenladen keine Hierarchie. Meine Mutter war nie eine typische Chefin. Und mein Vater war praktisch nicht da.“

Die jüngere Schwester erinnert sich besonders gerne an gemeinsame Kochen. „Wir haben alle oft zusammen am Tisch gesessen, gegessen oder Geburtstage gefeiert. Die Schneiderei war unsere Familie.“

Die Großkunden gibt es nicht mehr; dafür vergrößerte und verjüngte sich der Stamm der Privatkunden. Hamide Ay, die den Betrieb an Tochter Semra abgegeben hat, allerdings regelmäßig vorbei schaut, sieht die Entwicklung mit Stolz. „Ich bin glücklich, dass es ein Familienbetrieb geblieben ist“.



Gruppenfoto mit Freunden: „Wir haben den Kontakt zu Deutschen gesucht, wir wollten keine Fremde bleiben“ (1966).



In der Firma: Elsbach-Belegschaft 1974. „Es war die 50. Jubiläumsfeier vom Maschinenmechaniker“.

Sparsam, leicht und heiß begehrt

Der historischen Fahrbericht: Panther-Fahrrad mit Lohmann-Hilfsmotor von 1952

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Zugegeben: Gewisse Zweifel sind da. Zwar macht das Damenfahrrad einen grundsoliden Eindruck – aber was soll dieser Winzling von einem Motor?

Probieren wir's aus. Mit dem rechten Drehgriff geben wir Vollgas. Wir steigen in die Pedale und rollen los. Der Motor dreht mit. Auf Tempo gekommen, sollen wir den linken Drehgriff am Lenker voll zurückdrehen. „Schlagartig“, sagt Kurt Meyer.

Passiert was? Lläuft er? Woran könnten wir es merken? Eine feine, helle Rauchfahne entweicht dem Auspuffröhrchen – aha. Stellen wir das Mittreten vorsichtig ein. Tatsächlich, das Fahrrad fährt weiter. Der Lohmann arbeitet.

Der Lohmann stammt aus Bielefeld. Die Lohmann Werke waren Spezialisten für Fahrradzubehör, Sättel und Koffer. Ende der 1940er Jahre boten sie auch einen Hilfsmotor an, montierbar fast an jedes Fahrrad.

Ein Minitank kam ans Sattelrohr, zwei Drehgriffe an den Lenker, der Motor an den Hinterbau – fertig. 1952 machte es Kurt Meyer genau so. Der Senior des Spezialbetriebs für Stanztechnik „Gustav Meyer Ahle“ in Bünde war seinerzeit für drei Wochen als Praktikant bei Lohmann in Bielefeld. Am letzten Tag fuhr er wie gewohnt zurück nach Ahle, mit dem ersten eigenen Lohmann am Rad. Im väterlichen Fahrradgeschäft gehörten sie zum Sortiment.

Kein anderer Hilfsmotor für Fahrräder war kleiner, schwächer oder billiger als unser Lohmann. Dafür hatte er weder Schaltgetriebe noch Kupplung. Er kam ohne Zündanlage aus und lief trotzdem, meistens.

Wie jetzt. Wir gehen auf Tour und rollen über den Oberahler Weg zwischen Else und A 30.



Konzentration gefragt: HF-Testfahrer Christoph Mörstedt lässt sich von dem Lohmann-Motor in Schwung bringen.

FOTOS: KIEL-STEINKAMP

Bergab wird das Rädchen flott. Links ab ins Ascher Bruch. Von der Landschaft sehen wir nicht viel. Es regnet, die Knie werden nass. Auf einem Lohmann-Rad ist trotzdem für Unterhaltung gesorgt, weil es mit den Ohren gefahren werden will.

Sagt Kurt Meyer. Das Motorgeräusch soll zwischen dem „Pläppern“ des Zweitakters und dem „Nageln“ des Diesels liegen. Dazu braucht man den Griff am linken Lenkerende.

Der möchte ständig ein bisschen gedreht werden, je nach Drehzahl und Geschwindigkeit, Millimeterchen vor, Millimeterchen zurück. Das ist wie beidhändiges Gasgeben: seltsam, aber es funktioniert. Bis die Steigung nach Groß Aschen kommt. Wenn es nur ein wenig steil wird, sollte der Lohmann-Fahrer in die Pedale steigen. Wer

hilft hier wem?

Fahrräder mit Hilfsmotor sind ein Krisenphänomen. Als nach der Weltwirtschaftskrise 1929 niemand mehr richtige Motorräder kaufen konnte, entwickelten viele Anbieter Kleinmotoren. Einen neuen Standard setzte 1934 die NSU „Quick“.

Mit Motoren von ILO und Sachs fuhren bald zahllose Motorfahrradmodelle durch die Lande. Bielefeld war Hochburg für die kleinen Flitzer: Anker, Bastert und Dürkopp, Göricke, Rixe und Rabeneck kamen mit eigenen Typen daher.

Die Hoch-Zeit lag in den Fünfziger Jahren, als in schneller Folge neue Modelle das Licht der Welt erblickten. In der Krisenzeit nach dem Zweiten Weltkrieg, bestimmten wieder die Sparmotörchen das Bild.

In Groß Aschen geht es links

ab. Sollen wir den Griff loslassen und Handzeichen geben? Lieber nicht, wer weiß, was passiert; Autos sind nicht in Sicht.

Über die Warmenau geht es hinauf nach Klein Aschen, wo wir versuchen, langsam zu fahren. Das Gehör übt. Pläppern und Nageln wechseln sich ab.

Der Vater des Mikromotors hieß Hermann Teegen. Der Bänder Ingenieur kombinierte bekannte technische Tricks für seinen Antrieb neu. Er brachte in dem Miniaturzylinder eine längs verschiebbare Laufbuchse unter. Er entschied sich dafür, das Luft-Gas-Gemisch so zu verdichten, dass es ohne Zündfunken explodierte.

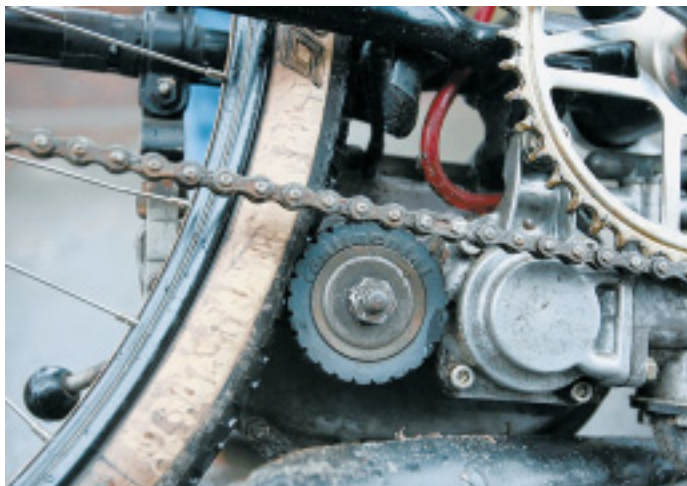
Anfangs lief das Gerät nur widerwillig und zog sich den Spott als „technischer Aprilscherz“ zu. Als Teegen ihm die Zicken abgewöhnt hatte, lief es zu großer

Form auf. Kein anderes Aggregat knauserte mehr mit dem Sprit. Der Rekord liegt bei 163 Kilometern mit nur einem Liter.

Trotzdem: 1954 war Schluss. Die Leute hatten wieder Geld und Lust auf richtige Mopeds.

Heute ist der Motor, der weder Otto noch Diesel ist, unter Sammlern heiß begehrt. Zu späten Ehren kommt Teegens Idee womöglich im Auto der Zukunft. Mercedes testet gerade einen Vierzylinder mit verstellbarer Kompression. Weder Otto noch Diesel, heißt er in Stuttgart bis auf weiteres „Diesotto“.

Abschlusskurve auf Meyers Hof. Der Fahrer schwächelt in der Kälte, doch der Lohmann läuft und läuft. Wie stellt man ihn ab? Zündschlüssel? Ausschalter? Nichts da. Also ziehen wir die Bremsen und würgen ihn ab. Gewisse Zweifel bleiben.



Starre Verbindung: Die schwarze Reibrolle dreht das Hinterrad. Eine Kupplung gibt es nicht. Steht das Fahrrad, geht der Motor aus.



Energiespeicher: Im Tank befindet sich ein Petroleum-Öl-Gemisch, links davon der Ansaug-Schalldämpfer, der Luft in den Mischer bringt.

Technische Daten

Fahrrad: Serienmäßiges 28 Zoll „Panther“ Damenrad mit Schwinggabel

Motor: Gemischverdichtender, kompressionsgeregelter 2-Takt-Kleinmotor

Hersteller: Lohmann Werke AG Bielefeld, Baujahr: 1952(?)

Gewicht: 5,5 kg, Bohrung/Hub: 28 mm/30mm

Hubraum: 18 ccm
Leistung: 0,8 PS bei 6000 U/min.

Kraftstoff: Öl-Petroleum-Gemisch 1 : 25

Tankinhalt: 1,5 Liter
Höchstgeschwindigkeit: 25 km/h in der Ebene

Holsen Hinnerk weiß mehr

Der Wunderheiler und Hellseher Heinrich Hermann Hempelmann (1869 – 1933)

VON GISBERT STROTDRESS

Arbeiter und Bauern, Beamte und Angestellte, junge Liebespaare und verheiratete Frauen: Sie alle zogen gen Holsen, saßen in dem kleinen Wahrsagezimmer und waren gespannt auf die Mittel und Wege, die Holsen Hinnerk ihnen weisen sollte, um dem Schicksal einen Streich spielen zu können.

So berichtete im März 1932 eine Bielefelder Zeitung über den Hellseher Hermann Heinrich Hempelmann alias „Holsen Hinnerk“ oder „Holser Hinnack“, wie er weit über Ostwestfalen hinaus genannt wurde. Hinnerk spürte verstecktes Diebesgut auf, gab zu Ehebrüchen Auskunft, sah Brände und Todesfälle voraus und fand den Aufenthalt von Menschen heraus, die verschwunden waren – solche Geschichten erzählte man sich in Westfalen. War Hinnerk eine Art „Spökenkieker“?

So bekannt der Mann seinerzeit war, so sehr erstaunt, wie wenig über ihn an überprüfbareren Fakten überliefert ist. Laut Meldekarte der Amtsverwaltung Ennigloh wurde „Holsen Hinnerk“ am 14. Juli 1869 geboren – als Sohn der Eheleute Hermann Heinrich Hempelmann, genannt Bockmeier, und seiner Ehefrau Anne Margarethe Kleine Doepke.

Hempelmann junior erbt um 1900 das elterliche Anwesen, zu dem einige Morgen Land gehörten. Es lag unweit der ländlichen Bahnstation, über die Holsen damals verfügte – eine der Voraussetzungen für den späteren Ansturm der „Hinnerk-



Bahnhof Holsen: Hier stiegen Besucher aus ganz Deutschland aus, um den Holser Hinnerk aufzusuchen.

Gläubigen“.

Offiziell verdingte sich Hempelmann als Kleinbauer und „Zig. Arbt.“ (Zigarrenarbeiter), so die Meldekarte. Er war verheiratet mit der drei Jahre jüngeren Johanne Haubrock aus der benachbarten Ortschaft Klein-Aschen. Aus dieser Ehe gingen sieben Kinder hervor.

Bekannt wurde er durch seine angebliche Fähigkeit, in die Zukunft schauen beziehungsweise durch hellseherische Fähigkeiten Verbrechen aufzuklären – das zumindest wurde von ihm erzählt. Und auch er selbst behauptete es von sich. „Ich sehe das alles: wie der Mann von der Kugel getroffen wird und umfällt, wo das Gestohlene versteckt ist und wo die Leiche im Wasser liegt“, wird er von seinem späteren Rechtsanwalt Ernst Wilhelm Heinrich Meyer zitiert: „Ein

schmutziges Kartenblatt, das er vor sich ausbreitete und eine kurze Weile anstarrte, versetzte ihn in den Zustand, in dem er schauen konnte.“

Was er sah, glaubten ihm viele. An manchen Tagen kamen bis zu hundert „Patienten“ nach Holsen, „um von seiner geheimnisvollen Kunst zu profitieren“, so die Zeitung 1932.

Doch auch den Behörden war „Holsen Hinnerk“ aufgefallen. Was sie glaubten zu sehen, gefiel ihnen gar nicht. Das Amtsgericht in Bünde hatte ihn sogar wegen Betruges zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Das Landgericht in Bielefeld sprach ihn allerdings frei, „weil man annehmen müsse, dass der Angeklagte selbst an seine Fähigkeit des Zweiten Gesichtes glaube“.

Diese Begründung des Freispruches hat Anwalt Meyer spä-

ter in seinen Erinnerungen veröffentlicht. Er hat Holsen-Hinnerk sogar in einem Roman „verewigt“. Der allerdings ist von nationalsozialistischer Blut- und Boden-Ideologie tief getränkt und vermischt historische Tatsachen mit erdachter „Fiktion“.

Mehr Aufschluss über den Seher aus Holsen könnten die Prozessakten der Gerichte in Bünde und Bielefeld finden. Doch von den Akten fehlt seltsamerweise jede Spur.

Wer weiß mehr?

Hat noch jemand Erinnerungsberichte, alte Zeitungsartikel oder Fotografien über und vom „Holsen-Hinnerk“? Der Autor freut sich über jeden Tipp. Hinweise an: HF-Magazin, Kreisheimatverein, Kreisheimatverein, Herford Tel. 05221131477

„Doa send wui to Hius“

Die plattdeutschen Namen der Städte, Gemeinden, Orte und Wohnplätze im Kreis Herford verzeichnet eine brandneue Karte im Maßstab 1:40.000. Eine Arbeitsgruppe des Kreisheimatvereins hatte in einjähriger Arbeit mehr als 370 plattdeutsche Namen zusammengetragen – vom Wuibe-suik ganz im Osten über Oiggels-hussen in der Mitte bis zum Hingsenbiarg ganz im Westen. Die Karte, vom Katasteramt des Kreises produziert, bewahrt so klangvolle Namen wie „Mupp'm“ (Muckum), „Hiaber“ (Häver) und „Glüosenkussen“ (Glösinghausen) vor dem Verschwinden. Sie ist beim Kreisheimatverein und im Katasteramt für 9,90 Euro erhältlich: Tel. 05221/131463; www.kreisheimatverein.de

Geschichten aus der Regionalgeschichte

Pünktlich zum Weihnachtsgeschäft ist der 15. Band des Historischen Jahrbuchs des Kreises Herford (2008) erschienen. Es berichtet diesmal über den Kampf einer Frau um Gut Bustedt, von den Erlebnissen der Schulkinder des Vlothoer Winterbergs und den Eigentümlichkeiten rund um die sowjetische Militärmission in Bünde – und vieles mehr.

Das Jahrbuch für Orts- und Regionalgeschichte im Kreis Herford gibt es sowohl im Buchhandel (für 14,90) als auch im Abonnement (für 12,90 Euro). Mehr unter www.kreisheimatverein.de

Meine Nr. 1 im Kreis Herford

Ihre Neue Westfälische mit vielen Extras – es lohnt sich!



Nur in Ihrer Neuen Westfälischen: das HF-Geschichtsmagazin!

Historisches und Traditionsreiches aus dem Kreis Herford, wissenschaftlich, spannend und unterhaltend.



Neue Westfälische

OSTWESTFALENS STARKE SEITEN